

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 7.

Sonntag, 9. Januar.

1916.

(II. Fortsetzung.)

Serenissimus.

(Nachdruck verboten.)

Eine Geschichte aus dem Rokoko von Felix v. Stenglin.

Jetzt öffnete sich die Tür abermals, und der Hofprediger Camminus trat ein, in Amtstracht, ernst und feierlich. Tobias wurde immer übler zumute. Zwei Lakaien kamen die Treppe herab. Dann traten sie zur Seite, und der Herzog mit dem Kammerherrn von Dunkelstein wurde sichtbar. In der Halle angekommen, blieb er einen Augenblick stehen, erwiderte die ehrfurchtsvolle Begrüßung der Erschienenen durch leichtes Kopfnicken und kam dann gerade auf Tobias Eller zu.

„Ist es richtig, daß Er der Barbara Pfisterin ein Eheversprechen gegeben hat?“ fragte er streng.

Tobias schwieg. Er schien zu überlegen. Da fuhr der Herzog schärfer fort:

„Nun, wenn nicht in Worten, so durch Nüssen und Karsessieren. Hat Er das getan? Ist Er ihrer Ehre zu nahe getreten?“

Da wagte Tobias nicht zu leugnen, er stotterte einige zustimmende Worte vor sich hin. Barbara nahm die Hände vors Gesicht. Unwillig sah ihr Vater bald auf sie, bald auf Tobias.

„Weiß Er, daß Er damit die Verpflichtung übernommen hat, das Mädchen zu ehelichen?“

Tobias sah trozig zu Boden, ohne zu antworten.

„Es ist gut. Der Herr Hofprediger wird Seine Trauung auf der Stelle vollziehen. Erfass' Er die Hand Seiner Braut und begeb' Er sich in die Kapelle.“ Der Gärtnerbursch war wie erstarrt vor Schreck.

„Geh' Er ihr die Hand!“ befahl der Herzog nochmals.

Da schüttelte Tobias trotz aller Ehrfurcht vor seinem Landesherren hoflig den Kopf.

Serenissimus stampte mit dem Stöcke auf. „Impertinent!“ sagte er scharf. Dann wandte er sich zu den Lakaien. „Gedul' Ihr! Ergreift den Burschen und führt ihn vor den Alar!“

Vier Lakaien griffen zu und zerrten das Opfer durch die Tür der Hofkapelle bis vor den Alar. Dort stand Tobias schmausend und bebend. An ein Entkommen war nicht zu denken. Der Prediger stellte sich ihm gegenüber; hinter ihm standen Barbaras Vater und der Kastellan als Zeugen, weiter zurück der Herzog.

„Geh' Sie an die Seite Ihres Bräutigams!“ befahl er Barbara, die schüchtern zurückgeblieben war. Mit leisen kleinen Schritten huschte sie an des Geliebten Seite, den Kopf gesenkt.

Der Prediger tat die üblichen Fragen.

„Ich will sie nicht!“ rief Tobias wie verzweifelt. Der Prediger aber sprach:

„Ex mandato Serenissimi sage ich ja!“

Wie ein Huch kam das Ja aus Barbaras Munde.

Nun forderte der Geistliche die beiden auf, sich die Hände zu reichen. Barbara Pfisterin hielt dem jungen Burschen ihre kleine, ründliche Hand entgegen, ihr ganzer Körper zitterte; er aber verharrte in Abwehr. Da ertönte die Stimme des Herzogs.

„Legt ihre Hände ineinander, ihr da!“ befahl er den Lakaien.

„Ich will nicht!“ schrie Tobias Eller wie in letzter Aufwallung, so daß es laut von den Wänden der Kapelle widerhallte.

„Hat denn der Mensch keinen Begriff von der Heiligkeit der Ehe?“ sagte der Herzog empört.

Mit Gewalt wurde die Hand des Gärtnerburschen in die der Jose gelegt, und der Prediger sprach den Segen. Der junge Gatte schwanfte zur Tür hinaus.

3.

Im Schloßgarten war Ballettprobe für den Geburtstag Serenissimi.

Das hohe schmiedeeiserne Tor war geöffnet, davor stand ein Posten mit Gewehr im Arm. Von der Stadt her kamen die Musici und der Ballettmeister. Bald darauf nahte sich eine Portschaise, der die Frau Ministerin mit ihrer Tochter entstieg. Im Tor sah sie durch ihre Vornehme noch einmal zurück. Ein spöttisches Lächeln umspielte ihre Lippen.

„Incredibile, Dorette! Die Frau Forstmeisterin mit einem Bagen! Natürlich ein aufgepudertes Kind aus der Armenschule. Man merkt ihr doch immer an, daß ihr Vater erst vor zehn Jahren geädelt wurde.“

Die Frau Ministerin rauschte durchs Tor, denn sonst wäre ihr am Ende noch die Frau Forstmeisterin zuvorgekommen.

Bald war das Rund zwischen den Seden von jungen Damen mit ihren Müttern und von jungen eleganten Herren belebt.

Aus dem Schlosse schritt der Kammerjunker Peter von Himmelstorf an der Seite der Hofdame Veronika von der Winse einher. Er bewegte sich zierlich, die Hüfte auswärts, den Arm mit dem Hut in leicht stumpfem Winkel erhoben, und sah das junge Mädchen hin und wieder schmachtend an. Sie aber, eine schön gewachsene Brünnette, blickte ernst zu Boden.

„Wenn Ihr, mein hochachtbares und wertgeschätztes Fräulein, nur ein wenig von der Süßigkeit der Freundschaft fühlen wolltet, die zwei gleichgestimmte Seelen zu verbinden vermag“, so begann Peter von Himmelstorf zart und treuherzig, wenn auch etwas unschweifig.

Veronika von der Winse seufzte und warf dem jungen Mann einen klagenden Blick aus feuchten Augen zu.

„Ihr verschmäht mich!“ fuhr der junge Edelmann traurig fort. „Freilich — Leutnant von Rabenhorst pflegt mich zu necken, weil ich keine Erfahrung in der Liebe habe. . . . Vielleicht ist es das, was Euch mißfällt. Vielleicht zieht Ihr einen Freund vor, der die Föstung des weiblichen Herzens im Sturm zu nehmen gewohnt ist.“

Veronika schüttelte lebhaft den Kopf.

„Ein Verhängnis“ — flüsterte sie. „Ihr liebt mich, wie Ihr sagt, und ich — oh —“

„Liebt mich! Wie hold diese Worte aus Eurem

Munde klingen!" Seine Stimme sank zu tragischem Ernst herab. „Selbst wenn sie nicht von der gleichen warmen Gefinnung wie bei mir getragen werden. Ihr Echo schallt dennoch zu dem Verschmähten liebreizend zurück.“

„Ich kann — ich darf Euch nicht lieben!“

„O Gott!“ Der Kammerjunker blieb stehen und nahm die Hand an die Stirn — um sich aber gleich darauf zu besinnen, daß die Gattung anstößig gefunden werden könne. „Und warum gerade mich nicht?“ fuhr er im Weitergehen fort. „Warum alle Geschöpfe der Erde und gerade mich nicht?“

„Ich werde nie mehr einen Mann lieben“, antwortete sie leise.

Da schien Himmelsfort zusammenzubrechen, seine Augen rollten, sein Schritt wurde unsicher. Ja, er wußte, daß Veronika dem jungen Rabenhorst, dem Kommandanten der herzoglichen Leibwache, ihr Herz geschenkt hatte, aber auch, daß dieser sie seit einiger Zeit vernachlässigte. Nun erfuhr er, daß sie jenen immer noch liebte, so sehr sie auch unter seiner Untreue litt. Dieser Heroismus erschütterte ihn.

Mittlerweile waren die beiden an dem Buchenrund angelangt. Oben hatte sie den Herrschaften aus der Stadt ihre Reuerenz gemacht, als auch Rabenhorst — leichten Schrittes und mit feder Miene — herankam. Seine weltmännische Begrüßung wurde von den Frauen mit Wohlwollen, von den jungen Mädchen mit verschämtem Interesse erwidert. Jetzt verneigte er sich tief vor Veronika von der Winse. Sie verbarg ihre verächtliche Miene hinter dem Fächer. Da lächelte er und wandte sich ab.

„Ich merke schon, Ihr steht mich bei der Dame aus, Himmelsfort“, sagte er zu dem Kammerjunker anscheinend sehr überlegen, und doch sprach eine gewisse Unsicherheit aus dem Blick, der Veronika flüchtig streifte.

Die hohe Gestalt der Prinzessin Emilie erschien, der Schwäger des Herzogs, begleitet von der rundlichen Oberhofmeisterin Fräulein von Ginster und der zweiten Hofdame Aglaja von Duval mit der zierlichen Gestalt und den großen, kalten, grau-grünen Augen.

Wie die Ahren vor dem Winde neigten sich die Damen vor der Prinzessin. Mit einem leichten Reigen des Kopfes entwiderte diese. Dann blieb sie eine Weile abwartend stehen und ließ die Blicke, ehe sie zu einer Anrede überging, prüfend über die Versammlung hingleiten. In solchen Augenblicken sah sie wahrhaft pompos aus.

Nun trat sie zuerst zur Frau Ministerin heran. Abermals verneigte diese sich tief, während ihre Tochter Dorette, die schon seit fünfzehn Jahren an den Hof ging, triumphierend zur Frau Hofmeisterin, deren Vater erst vor zehn Jahren geodet worden war, hinüber sah, sozusagen auf sie herabsah. Ein freundliches Lächeln erklärte das scharfe, alte Gesicht der Prinzessin — sie war viel älter als ihr Bruder, der Herzog — und dann fing sie an zu lachen, nicht laut und plebejisch, sondern gleichsam innerlich, so daß ihr ganzer Körper vibrierte. Die Gesichter der Umstehenden erheiterten sich, als wenn die Sonne durch die Wolken gebrochen wäre.

„Nein, was mir meine liebe Ginster erzählt hat!“ begann Prinzessin Emilie und konnte dann wieder eine Weile vor Lachen nicht sprechen. Es war etwas „furchtbar Komisches“, aber sie wußte es nicht mehr genau. Man hat niemals so recht erfahren, was ihr eigentlich die Ginster erzählt hatte. Doch da die Prinzessin lachte, lächelten auch die anderen, mit Ausnahme des Fräuleins von Ginster, die ihr Bullenbeißergesicht in finstere Falten legte und den Kopf schüttelte.

„Soll denn nun angefangen werden?“ fragte sie, „Sonst kommt uns noch Seine Durchlaucht über den Hals.“

Da hörte das Lachen der Prinzessin auf, sie neigte

leicht den Kopf und nahm auf einem der Gartenstühle Platz, die von Lakaien herangebracht waren.

Der Tanz der Paare begann nach den Klängen der Musik. Der Ballettmeister und Tanzlehrer kommandierte seine französischen Phrasen und warf seine Mahnungen zu größerer Leichtigkeit und Grazie ein. „Admirable, Mademoiselle!“ rief er Aglaja von Duval zu. Alle waren der Meinung, daß sie am anmutigsten tanzte, nur nicht die Ministerstochter, die schon fünfzehn Jahre zu Hofe ging.

Der Ausdruck der zierlichen Aglaja — in der Ruhe fast trotz aller Lieblichkeit des Gesichts — hatte sich vollkommen verändert. Ihre Augen glänzten, der halbgeöffnete Mund ließ die weißen Zähne vorleuchten, und auf den Wangen schwebten zwei allerliebste Grübeln.

Veronika von der Winse, Vorleserin der Prinzessin, tanzte unaufmerksam und brachte öfter Verwirrung in die Reihen. Aglaja war wie der lachende Mai, Veronika wie der stürmisch-leidenschaftliche, immer wechselnde April. Ihre Blicke glitten oft zu Rabenhorst hin und dann wie suchend über den Kreis der jungen Mädchen und Frauen. Sie sah, wie ihr Geliebter Aglaja zulächelte. Deren Augen aber waren plötzlich wieder ganz kalt und grau. In der Pause sagte Aglaja zu ihr:

„Nach! es doch nicht so auffallend! Du kompromittierst dich, meine Liebe. Was hast du davon?“

„O, wenn ich nur wüßte!“ stieß Veronika hervor und preßte Aglajas Arm. „Wenn ich nur wüßte, wer es ist! Und dann sterben!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Laus in der Kulturgeschichte.

Im Verlaufe des Krieges hat ein ganz kleines, wenig geschätztes Lebewesen, die Laus, eine ebenso verbreitete wie unerwünschte aktuelle Bedeutung erlangt. Unter den vielen Plagegeestern, die den Soldaten im Felde — ganz besonders im Osten — verfolgen, spielt die Laus eine wegen ihrer Gefährlichkeit hinsichtlich der Übertragung epidemischer Krankheiten außerordentlich wichtige Rolle. Dadurch und durch die besonders große und hartnäckige Verbreitung des Lungeziefers in den Gebieten unfreies russischer Feindes erlangte die Laus in den Kriegsmomenten eine besondere Beachtung, die sich uns in zumindest dem Namen nach geläufigen Einrichtungen, wie Entlausungsstation, Entlausungsschein usw., fundiert. Daraus erscheint eine kulturgeschichtliche Betrachtung der Laus, wie sie Dr. Ernst Schulze in der „Hygienischen Rundschau“ wiedergibt, gewissermaßen von allgemeinem Interesse. „Jahrhundertlang sind viele Nachrichten und noch mehr Urteile gedankenlos weitergegeben worden, ohne sie auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Dahin gehört die Ansicht, alle Naturvölker seien höchst unreinlich. Als Gesamturteil ist dies grundfalsch. So sind Läuse, Flöhe und Wanzen etwa bei den Eingeborenen in Kamerun und Ostafrika beinahe vollständig unbekannt. Ferner ist es zu beachten, daß Gesamturteile über die meisten Völker kaum oder doch nur unter starken Vorbehalt möglich sind. Es wäre durchaus falsch, sämtlichen Russen eine unbedingte Neigung zum Schmutz zum Vorwurf zu machen. Auf der anderen Seite ist die bei zahlreichen Russen herrschende Unreinlichkeit ein unerschöpflicher Gegenstand der Verwunderung für Westeuropäer. Ein scharfblickender Beobachter leitete die starke Verbreitung der Laus, des „flavischen Nationalliebes“, von der Notwendigkeit ab, in dem kalten Klima Osteuropas Helze zu tragen. Auch die Sitte, den Kopf zu scheren, die sich bei Völkern wie Tataren findet, steht damit im Zusammenhang. Deutschland sah sich im Kriege 1914/15 zu Maßnahmen größten Stiles gezwungen, um die Läuseplage von den deutschen Soldaten sowie von unseren Kriegsgefangenen abzuhalten und damit von unserer eigenen Bevölkerung fernzuhalten. Die Russen brachten es fertig, ihrer Bevölkerung mit Läusen noch eine humoristische Seite abzugewinnen: sie erfanden das Läusepiel. Es besteht darin, daß zwei Spieler sich zusammensetzen, auf einen Tisch oder eine Bank einen Kreis zeichnen; jeder von ihnen setzt in den Mittelpunkt des Kreises eine Laus, die er sich vom eigenen Körper abliest. Wessen Tier zuerst die Kreislinie erreicht, der hat gewonnen. Aber

haupte scheint sich der Russe mit seinen Häufen ganz wohl zu fühlen, falls man unter „dem“ Russen die Mehrzahl der Angehörigen der unteren Stände versteht. Der Russe besitzt für die Haus mindestens so viele Ausdrücke wie der Araber für das Pferd. Der Erwachsene bezeichnet sie mit Vorliebe als „ägyptische Hammeln“, der Schuljunge nennt sie „Kuh“. Aus einem eigenartigen Gefühl haben die Palmrinden das Töten von Linsen für abstoßend. Sie gehen mit diesem Ungeziefer äußerst zart um. Wollen sie es los werden, so legen sie die von den Tieren bewohnten Kleidungsstücke an die kalte Luft.

Ärger noch liegen die Verhältnisse in manchen russischen Mönstern. „Als sich der Theologe Palmer beim Besuch der Mönche des heiligen Sergius über das Vorhandensein von Fliegen und anderem Ungeziefer in den Zellen beklagte, ward ihm zur Antwort: diese Geschöpfe seien in einem Kloster sehr nützlich, weil sie Werkzeuge der Geduldübung und der Erleuchtung des Fleisches bildeten“. Hier spielen auch die religiösen Auswüchse eine Rolle. „Weil Buddha keinem lebenden Geschöpfe irgend welches Leid antun mochte, hat man seine Lehren zum Teil nach derselben Richtung übersteigert. Namentlich in Indien ist man über die in den heiligen Büchern und Vorschriften beider Religionen ausgesprochenen Lehren weit hinausgegangen. Die Bekämpfung der Pest ist dadurch bedenklich erschwert worden, und ebenso wie der Kampf gegen die Ratten ist der gegen alles andere Ungeziefer unter den Hindus mit den größten Schwierigkeiten verbunden. In Deutschland, wo man reinlicher war als in Frankreich, wurde das Ungeziefer als recht unbehaglich empfunden. Es scheint, als verdankten die Bettstühle oder Baldachine dieser Frucht vor Insekten ihren Ursprung. Man wollte wenigstens den Kopf vor dem Ungeziefer schützen, das von der Decke herabfallen konnte. Indessen machte man die üble Erfahrung, daß nun gerade das geschah, was man vermeiden wollte: daß das Ungeziefer sich in den Bettstühlen einmischte und von dort auf die Schlafenden niederging. Deshalb verschwand im Laufe des 17. Jahrhunderts das Himmelbett, wenigstens der schwere Holzbaldachin, langsam. Die Methoden, sich der Läuseplage zu erwehren, weichen je nach der Kulturhöhe des Volkes voneinander ab. Herodot erzählt von einem Volksstamm der Libier: „Ihre Weiber tragen um jegliches Bein ein ehernes Band, die Haare lassen sie wachsen, und wenn eine eine Lause fängt, so beißt sie dieselbe wieder und dann wirft sie sie weg.“ Dagegen berichtet er von den Priestern der Ägypter, daß sie auf Reinlichkeit großes Gewicht legten und sich deshalb Haare und Bart schonten. Es ist kein Zweifel, daß die Sitte des Rasierens häufig durch den Wunsch hervorgerufen wurde, von Ungeziefer frei zu sein.“ Zahlreicher sind die Scherze unserer Feldgrauen, die hinsichtlich der russischen Läuseplage entstanden. Witziger ist die übliche Inschrift „Läusekaiser“, sind Bezeichnungen, wie „Villa Läusehof“ oder die Einladung:

„Tritt ein, Soldat, in dieses Haus,
Aufsteht der Mensch, abstirbt die Lause.“



Aus der Kriegszeit.

Schippers Weihnacht. Als eine der ersten militärischen organisierten Armierungsformationen, so schreibt ein Angehöriger des Evangelischen Bundes, der seit Anfang des Krieges als „Schipper“ im Felde steht und den jetzt das Eiserne Kreuz ziert, so zogen wir aus. Armierung? Wer wußte, was sich hinter diesem Wort alles verbarg! Schipper! Das war alles und nichts, was man sich dabei dachte. Infanterie, Artillerie, Kavallerie haben eine ruhmvolle Vergangenheit. Jeder weiß, was diese Truppenteile zu bedeuten haben. Wir aber mußten uns erst eine Stellung erkämpfen. Wir mußten erst den Beweis erbringen, daß wir den Namen „Soldat“ mit Recht führen. Daß uns das gelungen ist, das erfüllt uns heute, nach einem Jahr 7 Monaten Krieg, mit besonderem Stolz. ... Weihnachtsheiligabend! Es regnet in Strömen. Der Hof unseres Ruhequartiers gleicht einem See. Man kann ihn nur noch langschäftig passieren. Es dunkelt schon langsam. Die Mannschaften der heutigen Schicht kommen allmählich aus ihren Quartieren, feldmarschmäßig, mit Spaten und Drahtseile, Beil und Säge. Durch manche offene Tür leuchtet ein Weihnachtsbäumchen, und manches Weihnachtslied klingt hinaus auf den dümmrigen Hof. Die Glücklichen!

Sie dürfen heute zu Hause bleiben und Weihnachten feiern. — 5,45 Uhr. Der Kompagniefeldwebel kommt aus der Schreibstube. Taschenlampen blitzen über den Hof. Antreten! Die Zugführer melden die Stärke ihrer Züge. „Rechts heran! Abzählen zu Vierer!“ Eins — zwei — drei — vier — eins — zwei — drei — vier — — „Mit Gruppen rechts schwenkt marsch — gerade aus!“ Und hinaus geht's zum Tore in die regenschwangere Nacht. Die ... ist bald erreicht. Der Fluß ist aus seinen Ufern getreten und hat das Land weithin überschwemmt. Auch die große Brücke steht zum Teil unter Wasser. Aber wir müssen durch. Hier hat das Wasser tatsächlich Vasten. Von der Brücke ist nur noch das Gelände zu sehen, sonst nichts als Wasser. Mit einigen Hindernissen erreichen wir schließlich das andere Ufer, wenn auch mit nassen Füßen. Noch manches Stiel Weihnachts sehen wir unterwegs. In vielen Unterständen steht ein deutscher Weihnachtsbaum im Lichtglanz und bringt die Höhenbewohner wenigstens für Stunden der Heimat nahe. Nach zweistündigem Marsch haben wir unsere Stellungen bei M. erreicht. Viel Arbeit wartet unserer. Es geht gleich kräftig vor, damit wir heute etwas früher abräumen können. Gegen Mitternacht trinken wir Kaffee in dem Keller einer zerfallenen Ferne, den wir als Kochraum benutzen. Durch den anhaltenden Regen steht auch er bald 1 Meter unter Wasser, so daß wir nur mit hochgezogenen Beinen sitzen können. Inzwischen ist die Nacht mondklar geworden. Wir hätten gern noch ein Weihnachtslied gesungen, aber die Nähe der englischen Stellungen ließ das nicht zu. So gingen wir denn wieder still an unsere Arbeit. Sie geht so flott vonstatten, daß wir schon gegen 3 Uhr abräumen können. Die Post hatte am Heiligabend noch viele Pakete gebracht. Kaum waren wir zu Hause, ging's ans Auspacken. Gleich mit den schmachtigen Arbeitsfingern wurden all die Herrlichkeiten zutage gefördert. Der erste Feiertag brachte uns die Weihnachtsfeier der Kompagnie. Einen Weihnachtsbaum hatten wir auf der Tenne der Scheune aufgestellt, die Tenne selbst mit Tannenzweigen und Zeltbahnen geschmückt. Unser Doppelquartett, das wir hier gegründet haben, sang einige Weihnachtslieder. Dann hielt unser Beauftragter eine kurze Ansprache. Hieran schloß sich die Besprechung unter den leisen Klängen des requirierten Harmoniums. So mancher dachte dabei an Vater und Mutter, an Frau und Kind und an den Weihnachtsbaum zu Hause, und wuschte sich die Tränen aus den Augen. Kann es auch etwas Häßliches für das deutsche Gemüt geben, als das schönste deutsche Fest fern von der Heimat feiern zu müssen. Außerordentlich reich sind wir in diesem Jahre bedacht worden. Große Kisten Viebesgaben aus der Heimat sind angekommen. Außerdem — und das war die größte Freude — sind wir kurz vor dem Feste vom Kopf bis zum Fuß eingekleidet worden. Wir tragen jetzt funkelneue Uniformen der ... Infanterie. So sind wir denn nach einem Jahre vorschrittsmäßig ausgerüstet. Am zweiten Feiertag mußten wir wieder ausrücken bei herrlichem Regenther. Wir nehmen es jetzt schon herrlich! In dieser Nacht wurden wir buchstäblich bis auf die Haut naß. Doch alte Krieger schreckt das nicht. Im Gegenteil. Die Stimmung beim Heimmarsch war sehr ausgelassen. Geradezu beängstigend wurde sie, als ein Kamerad bis an die Brust ins Wasser fiel.

Neujahrsgruß eines schweizerischen Grenzsoldaten. Den tapferen Schweizer Soldaten, die die Grenzen ihres Vaterlandes gegen fremde Eingriffe schützen müssen und monatelang bis zur nächsten Ablösung im Jura oder auf dem Gott-hard, im Engadin oder am Genfer See Wache halten müssen, wird diese Probe an Ausdauer und Geduld gelegentlich sehr hart. Einigen hilft der Humor über das ernst-einförmige Dasein hinweg, wie auch dem Verfasser folgenden Glückwunschk-poems zum Neujahrsfest, das uns ein Zürcher Mitarbeiter mitteilt:

„Grenzwachtdienst, selten daheim,
Ist Parole jahraus, jahrein,
Scharf geladen — neutral bleiben,
Gewehre schulkern, — zum Zeitvertreiben
Kaltichritt kloppen, defilieren,
Schuldrack stehen und präsentieren.
Große Zeiten, ernste Tage,
80 Eis. Sold pro Tage.
Zu Hause harret hohe Steuer,
Kleiner Lohn und alles teuer,
Datum gratulier ich Dir
Diesmal nur auf Packpapier.“

Schach

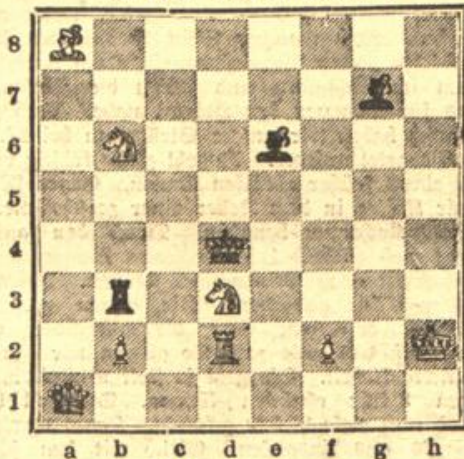
Alle die Schachbeilage betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden
Redigiert von H. Diefenbach

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße.
Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 9. Januar 1916.

Aufgaben.

Nr. 412. Von Unbekannt.



Matt in 2 Zügen.

Auf einem Lösungsturnier, das vor Jahren in Bern stattfand, wurde diese Aufgabe zum Lösen ohne Berührung der Figuren aufgegeben. Nur zwei Turnierteilnehmer lösten sie in weniger als einer halben Stunde. Für geübte Löser ist das allerdings kein Kunststück.

Nr. 413. Bonus Socius.

Weiß: Kf6, Lg7, Bg5, h6. (4 Stück.)

Schwarz: Kg8. (1 Stück.) Matt in 5 Zügen.

Diese Aufgabe entnehmen wir der von dem Weltmeister Emanuel Lasker geleiteten Schachspalte der „Voss. Ztg.“. Wir gehen zwar ungern über Vierzüger hinaus, der vorliegende Fünfer dürfte indessen infolge seiner äußerst einfachen partiemeäßigen Stellung das Interesse unserer Löser erwecken. Die Lösung ist übrigens nicht sehr schwer zu finden; die Aufgabe ist jedenfalls erheblich leichter als der Vierer in unserer letzten Nummer.

Partie 151. (Russische Verteidigung.)

Weiß: Dr. Wenninger. Schwarz: Bacharach.

1. e2-e4	e7-e5	15. Lc1-e3	Lf5×e4
2. Sg1-f3	Sg8-f6	16. d3×e4	Dd8-h4
3. Sb1-c3	Lf8-b4	17. Lc4-d3	Sb8-d7
4. Sc3-d5	Sf6×d5	18. Le3×b6	a7×b6
5. e4×d5	d7-d6	19. a2-a3	Sd7-c5
6. c2-c3	Lb4-a5	20. Ld3-c2	Tf8-f4
7. Lf1-c4	0-0	21. 0-0-0	Tf4×f2 ¹⁾
8. d2-d3	Lc8-g4	22. Dd2-c4	Ta8-f8
9. h2-h3	Lg4-h5	23. b2-b4	Tf2-g2 ²⁾
10. g2-g4	Lh5-g6	24. b4×c5 ³⁾	Tf8-f2
11. Sf3-g5	La5-b6	25. c5×d6	Tf2×c2 ⁴⁾
12. Dd1-e2	h7-h6	26. Kc1-b1	Dh4-f2
13. Sg5-e4	f7-f5	27. Dc4-b3	Tc2-b2 ⁵⁾
14. g4×f5	Lg6×f5		Aufgegeben.

¹⁾ Ausgezeichnet! Besser als S×e4. ²⁾ Elegant und kräftig! Bereitet ein unabwendbares Matt vor. ³⁾ Auch Th1-f1 hilft nicht. Z. B. 24. Tf1, Tf8-f2; 25. T×f2 D×f2; 26. Da2, S×e4! usw.

Auflösungen.

Nr. 407 (2 Züge). 1. Lf5.

Nr. 408 (3 Züge). 1. Dg5, Kf8, 2. g7+; 1. . . ., Sg3+ 2. h×g3; 1. . . ., 2. De5+.

Nr. 409 (4 Züge). Se5, Ke6 2. Ke4, Kd6 3. Kf5; 2. . . ., Kf6 3. Le5; 1. . . ., Kf5 2. Kd5, Kf4 3. Ke6; 2. . . ., Kf6 3. Le3.

Die Aufgabe ist sehr schön und schwierig, besonders durch die Verführung Ke4, auf die man leicht kommt, die

durch ihre schönen Wendungen bestrickend ist und die nur an einer Entgegnung, nämlich an 2. . . . Kh5 scheitert.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M. und J. St. in Wiesbaden zu allen Aufgaben; zu 407 und 408 auch Gefr. M. Daubert in Mainz.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätselliste verboten.

Bilderrätsel.



Die Auflösungen der Rätsel in Nr. 1 erscheinen in Nr. 26.

Für die Kinder.

Die „Knacknuß“ in der letzten Nummer der „Illustrierten Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts“ war nicht schwer zu lösen. Der Gefangenwärter konnte nicht nur auf einem, sondern auf sechs verschiedenen Wegen von seinem Zimmer aus die Runde durch alle 16 Räume des Gefängnisses machen, um in dem links neben seinem Zimmer liegenden Raum anzukommen, ohne eine Zelle zweimal zu betreten.

Hier folgt noch einmal der Grundriß des Gefängnisses:

a	b	c	d
e	f	g	h
i	k	l	m
n	o	p	q

Der Raum q ist das Zimmer des Wärters, der folgende sechs Wege einschlagen kann:

1. q - d - a - n - o - f - g - p.
2. q - d - c - l - k - b - a - n - p.
3. q - d - a - e - g - l - i - n - p.
4. q - m - k - f - h - d - a - n - p.
5. q - m - l - g - h - d - a - e - f - k - i - n - p.
6. q - d - c - g - f - b - a - n - o - k - l - p.

Natürlich kann er nicht von q aus nach l - k - f - q - m, da er auf diesem Wege zweimal die Zelle l benutzen müßte.

Richtige Lösungen sandten ein: Frieda Aktuarius, Toni Abner, Emma Absteig, Hans Alof, Willi Bautz, Heinrich Birk, Ernst Blankenbach, Walter Becker, Ella Blumenstein, E. Bort, Fritz Böhm, E. Beckel, O. Brauns, Else Cerny, Irma Cerny, Fritz Christ, Karl Dönges, Ella Emmermann, Paula Eifert, Paul Engel, Erna Engel, Wilhelm und Aloys Fischer, Tino Feile, Liselotte Fischer, Eugen Faust, Maria Fetter, Karl und Else Fröhlich, Johanna Fischer, Richard Gladitz, Rudolf Gradenwitz, Aug. und Christiana Großmann, Lothar Goldschmidt, Frau Marta Geisttodd, Karl Gemmer, Käthen und Emil Haas, Fritz Herrlein, Willi Haas, Frieda Heiland, Theo Himmler, Willi Hartmann, Fräul. Käthe Jungnickel, Ludwig Kleemann, Ulrich Kron, Alfred Kolbe, Elsa Kowalt, Hans Kowalt, Mariele Krauß, Babett Klein, Aug. Kneip, Gisela Kexel, Heinrich Landersheim, Karl Lentz jun., Fritz Litzinger, Else Mühl, Rich. Müller, Maria Masson, Maria Mertz, Heinrich Meinecke, Herta Möller, Juse Nordmann, Carlo Otto, Ludi Ottmann, Berta Praetorius, Wilh. Pitz, Helene Ratner, Theo Ratner, Ruth Rühsamen, Heini und Gretel Rausch, Fritz Reinach, Rich. Schneider, Frau Steinborn, Erna Scheuermann, Hedwig Schröder, Hans Schaefer, Heny Sternberger, Karl Secker, H. Schnädter, Marianne Schärtler, Johann Alfred Securius, Maria Scholl, Hugo Schaefer, Dora Stritter, Erna und Lilli Troost, Rudolf Ullrich, H. Völker, Fritz Wanger, Hans Wanger, Martha Weldert, Arthur Wilms, Erich Weyel, Alfred Wutschely, Otto Wengenroth, Willi Werner, Willi Zimmermann und Selda Zeitlin, sämtlich in Wiesbaden, sowie R. Borkowsky und Karl Schröter jun. in Biebrich am Rhein, Rudi Schultze-Klaehr u. Wilh. Krug in Erbenheim, W. Deichsel in Bierstadt, Wilhelm Sack in Sonnenberg, Emil Birk jun. in Dotzheim, Marie Gerlach in Schierstein, Willi Höhner in Eddersheim, Willi Henninger in Jgstadt, Adele Neus in Rüdesheim am Rhein, Maria Vogel in Erbach im Rheing., Wilh. Stahl in Hachenburg, Gertrude Racke in Altmannshausen, Walter Hille in Bitterfeld, Johanna Dornseiffer aus Düsseldorf-Oberkassel, zurzeit in Wiesbaden, und Gefr. Spriesterbach, Schloß Gundelsheim.

Halbmonatliche Freibeilage
des Wiesbadener Tagblatts

ΠΕ. 1.



Von **Alfred Bratt.**

(Nachdruck verboten.)

„Rufe den Schützen, daß er den Bogen bereit hält — . . .“

Wie eine tausendfältige Klage war es, von tausend Seelen in die Nacht gesandt. Manchmal bligte längs des Weges ein Scheinwerfer auf; ein Automobil sprang schraubend aus dem Dunkel, wie ein Blitz flog es vorbei und war eine Sekunde später wieder knatternd in der Finsternis verschwunden. Der Mond verkoch sich hinter den Wolken, die Sterne erloschen hinter Schleiern, und ein kalter Regenschauer fiel auf die Erde herab. Einmal brauste und furrte etwas gespenstisch in der Luft; die indischen Soldaten duckten sich im Schritt vor dem dämonischen Vogel, der über ihnen dahinstrich. Aber ein Offizier erklärte ihnen, daß dies nur eine Luftmaschine sei; weder eine böse Gottheit, noch sonst etwas Übernatürliches.

Spät nachts hielt der lange Zug einmal an, um eine Sanitätskolonne vorbeizulassen: Planwagen hinter Planwagen, aus denen die Beine der Verletzten im wandernden Licht der Laternen herabbaumelten.

Weiter ging der Marsch. Ein kühler Wind hatte sich aufgemacht und zerrte an den Turbanen. Der Regen nahm zu. Der Gesang war längst verstummt. Schweigend schritten die Inder dahin, mit fröstelnd emporgezogenen Schultern und gesenkten Köpfen.

Das also war Europa . . .

Nachts. Auf lehmigem Grund zwischen verkümmerten Büschen, hinter der Feuerlinie im flandrischen Gebiet. Hier war das Feldlager aufgeschlagen, in dem Suddhoo und seine Genossen rasteten, in den kurzen Pausen, die man ihnen zwischen den Kämpfen gönnete. Die Inder fochten mit Mut. Auch sonst ging alles so ziemlich in Ordnung. Doch nachts, wenn die indischen Mannschaften, nach wochenlangem zähem Ausharren in der Feuchtigkeit der Schützengräben, um die Feuer zwischen den Zelten kauerten, ging es manchmal wie ein Raunen in den Lauten der Heimatsprache von Mund zu Mund. Die älteren Männer wiegten unruhig die Köpfe, und die jüngeren starrten verdrossen in die Flammen. Und mancher Fluch wurde unterdrückt, in manchem Auge glomm ein Funke, manche Stirn neigte sich düster dem Erdboden zu. Das war das von Mann zu Mann gemurmelte Urteil, das die Inder über die Weißen sprachen; das war die Aufwallung gegen das Mutterland, gegen „die große ferne Mutter“, wie man in Indien sagt, — gegen die Regierung, die, während sie selbst auf ihrer Insel saß, sie hierher geschleppt hatte, um zu kämpfen. Wofür . . . warum? . . . Die Inder empörten sich nicht; die Müdigkeit ihrer alten Rasse war noch gedrückter, noch dumpfer geworden unter dem heulenden Dröhnen der Geschosse, unter dem Entsetzen der modernen Schlachten, unter dem strengen Kommando der englischen Offiziere. Doch ein heißes Gefühl stieg langsam in ihnen auf, und dieses Gefühl wächst und breitet sich aus in der Brust der indischen Soldaten, bis es eines Tages — an einem Tage, den niemand kennt — vielleicht zur Flamme aus schlagen mag.

Düster saß auch Suddhoo am Lagerfeuer, die Augen glanzlos auf die knisternden, sprühenden Äste gerichtet. Auch er gehorchte — wie seine Kameraden; doch eine tiefe Bitterkeit, die sich wie ein Gift in ihm gesammelt hatte, machte ihn sich selbst fremd, umnebelte ihn in eine unheimliche Verslossenheit.

Plötzlich kam Unruhe in das stille Lager; ein Gewirr von Geräuschen — Räderknarren, Klappern von Pferdehufen, laute Stimmen. Es war ein Transport aus der Feuerlinie, der indische Verwundete einbrachte. Die Tragbahnen wurden abgesetzt, in langen Reihen standen sie zwischen den Feuern, die hoch aufloderten wie Opferflammen. Und im zuckenden Spiel der roten Lichter und tiefen, schwankenden Schatten, die der Wind aus dem brennenden Astwerk über den Platz treiben ließ, erschienen die gelblichen Gesichtszüge der Schwerver-

wundeten doppelt eingefallen, doppelt knochig und bleich. Frisches Blut sickerte aus den eilig aufgelegten Notverbänden, mancher Turban war rot von schweren Blutstropfen, die über schweißige, ohnmächtige Stirnen herabträufelten.

Suddhoo hockte an seinem Feuer, die Knie emporgezogen, den Kopf gestreckt. Er blickte in die von Qualen und Bildern des Schreckens gezeichneten Gesichter seiner Brüder, in weit aufgerissene oder matt verschleierte Augen. Und in der ungewissen, beweglichen Beleuchtung des nächtlichen Lagers schien alles — Erde und Gewänder, Gebüsche und Uniformen, Blut und entblößte, zerschmetterte Glieder — mit aufgelösten Farben ineinander zu wogen. Ein Bild von roten, braunen, weißen und schwarzen Tönen glühte vor Suddhoos Blick empor. Er sah den ganzen stummen Jammer seiner stummen Brüder, er hörte Tritte, Stöhnen und die halblauten Stimmen der Sanitätsoldaten, er sah einen englischen Arzt zwischen den Bahnen umhergehen, und einen Leutnant, der etwas abseits stand, eine brennende Zigarette im Munde. Suddhoo streckte den Kopf noch weiter vor, aus dem Bild vor seinen Augen fachte eine schwelende, freisende Hitze, die sich ihm lodernd in Herz und Hirn einfrag. Er reckte die Arme, stieß ein gedehntes „A-i“ aus — und sprang empor.

Ja — und in diesem Augenblick, der aus dem stillen, schwermütigen Inder ein Wesen der Hölle machte, begann Suddhoo Amok zu laufen.

Jedermann weiß, was der Amoklauf bedeutet; ein plötzlich ausbrechendes Fieber, eine Art temporären Wahnsinns, der den Befallenen so elementar und mit solcher Wucht ergreift, daß man glauben könnte, das Fegfeuer selbst habe einen verheerten Glutstrahl in ihn geschleudert. Diese seltsame Erscheinung, die man nur in tropischen Gegenden und unter einheimischen Rassen kennt, verwandelt den Erkrankten in ein gefährliches, wildes Tier. Von diesem Taumel befallen, rast der Amokläufer dahin, Mensch und Tier, Freund und Feind, — kurz, Alles und Jeden um sich her anfallend; er rast wie der Tod in leibhaftiger Person, bis er dumpf niedersinkt, Schaum vor dem Munde. Das — jawohl — das ist ein Amokläufer.

Und Suddhoo, der urplötzlich mit einem scharfen, schrillen Schrei von seinem Platz am Feuer emporgesprungen war, begann Amok zu laufen! — Wie ein Sturmwind fuhr er zwischen den Zelten umher, und heisere, gellende Schreie entstrangen sich seiner Kehle. Mit der rechten Faust schwang er das kurze, krumme Messer, das sich blitzschnell in die Brust des Leutnants senkte. Der Engländer fiel nieder wie ein Stein, die Zigarette rollte auf den Lehm Boden, um abseits zu verglimmen. Weiter rastete Suddhoo: zwei englische Unteroffiziere, zwei weiße Sanitätsoldaten fielen unter seiner Waffe. Das ganze Lager tobte in einem traumhaften Paroxysmus des Entsetzens. Und Suddhoo lief Amok, lief Amok . . . bis der englische Arzt ihn mit einem Revolver zu Boden streckte.

Drei Stunden später saßen der Hauptmann, ein Ordmananzoffizier und der Arzt in einem Zelt. Sie tranken Tee und rauchten kurze Pfeifen. Und zwischendurch sprachen sie von dem verdammten Suddhoo, der Amok gelaufen war.

„Ich habe schon oft von Amokläufern gelesen“, sagte der Hauptmann. Er gehörte der Territorialarmee an und war noch niemals in den Kolonien gewesen. „Aber das, nein — es war fürchterlich! . . . Und ich dachte, daß der Anfall nur in tropischem Klima zum Ausbruch kommt.“

„Hm“, sagte der Arzt, „ich habe „drüben“ selbst Amokläufer gesehen, mehr als einmal. Daß der Anfall bei Eingeborenen auch in Europa ausbricht, habe ich zwar auch noch nie gehört, aber immerhin ist es nicht

Waffen, Brecheisen, Dietriche oder dergleichen. Die Kleidung war durchaus die eines gut situierten Mannes von Geschmack. Er faßte seine Nachforschungen in die Worte zusammen: „Vorläufig kann ich hier nichts machen; wir werden den Mann aber überwachen lassen.“

Am andern Morgen sah der Direktor den Unbekannten mit großem Appetit frühstücken; seine körperlichen Funktionen waren offenbar ganz normal geblieben, nur der Geist hatte gelitten. Als er sich nach seinem Befinden erkundigte, zog ihn dieser etwas beiseite.

„Herr Direktor, ich fühle mich im Kopf so schwach und bin so unsicher geworden — wollen Sie nicht die Güte haben, einige Banknoten in Verwahrung zu nehmen. — Ich bleibe hier im Hotel wohnen; ist mein Geld zu Ende, sagen Sie es mir, bitte.“

„Und, wenn ich fragen darf, was gedenken Sie in diesem Fall zu tun?“

„Ich gehe jetzt zu der ersten medizinischen Kapazität, und ich hoffe,“ fuhr er mit ängstlichem Ausdruck fort, „daß man mir mein Gedächtnis wieder herstellen wird. Würden Sie mir einen Nervenarzt oder einen Psychopathen empfehlen?“

„Hm, gehen Sie zu beiden, sicher ist sicher.“

Nach drei Tagen sprach der Herr F. R. überwachenden Detektiv mit dem Hoteldirektor.

„Betreffs Ihres kuriosen Unbekannten können Sie meines Erachtens ganz unbesorgt sein; er ist weder ein Hochstapler noch ein Geistesgestörter. Vorgestern war er bei unserem ersten Psychopathen über eine Stunde lang, ebenso gestern und heute. Ist er auf seinem Zimmer, so schläft er entweder oder studiert die Straßentarte von Berlin; irgend etwas Verdächtiges war nicht wahrzunehmen. Briefe hat er nicht geschrieben, auch weder Ansichtskarten noch Telegramm auf der Post aufgegeben. In den Straßen geht er sehr langsam und sieht sich oft um, wie jemand, der den Rückweg nicht verfehlen will, und vergleicht oft auf der Karte, wo er ist. In den Museen war er stundenlang; es ist aber nicht ersichtlich, ob er sich für irgend etwas besonderes interessiert. Auch war er jeden Abend im Theater; Auffälliges ist jedoch nicht passiert, er benahm sich durchaus korrekt. Ebenso in den Cafés, wo er viele Zeitungen, augenscheinlich mit hohem Interesse las.“

„Nur“, fuhr der Detektiv lächelnd fort, „die Erinnerung an den Wohlgeschmack der Austern hat er nicht vergessen, denn er verzehrte heute früh im Capweinfeller zwei Duzend mit dem größten Appetit. Im übrigen ist er durchaus solide und nüchtern.“

„Glauben Sie, daß dieser Zustand lange dauern wird?“

„Wie kann ich das wissen?“

„Haben Sie irgendeine Erklärung für diesen Zustand?“

„Vielleicht. Ich habe seine Handkoffer sorgfältig durchsucht und fand vier neue Krawatten mit dem Stempel des Warenhauses Mosigkauer & Co. Nun ist in diesem Geschäft an dem Tag Großfeuer ausgebrochen, an dem er zu Ihnen kam. Offenbar hat er dabei vor Schreck das Gedächtnis verloren. Wie macht er sich denn hier im Hotel?“

„Der angenehmste Gast, den man sich denken kann. Seine Banknoten — ich habe sie untersuchen lassen, sie sind echt — hat er bei mir deponiert, im übrigen ist er mit allem wunschlos zufrieden. Er klagt nicht einmal über das Anstarren und über die oft wirklich recht zudringlichen Fragen der Gäste beim Frühstück und Abendbrot. Denn nachdem dieser kuriose Fall durch sämtliche Zeitungen gegangen ist, haben wir unsere 300 Zimmer stets voll besetzt; wir könnten „Ausverkauft“ über die Portierloge schreiben, und in unserem Restaurant ist kein Stuhl zu haben.“

Aber nicht nur die Tageszeitungen, auch die medizinischen Fachzeitschriften hatten sich des seltsamen Falles bemächtigt, und so bildete der „Mann ohne Gedächtnis“

in allen Salons und an allen Stammtischen das Tagesgespräch. Je weniger sachverständig die Leute waren, desto kühnere Hypothesen wurden aufgestellt, und zahlreiche Wetten über den möglichen Ausgang der Sache wurden abgeschlossen. Die alten Geschichten von Kaspar Hauser und analoge Fälle wurden wieder aufgewärmt; Artikel mit der fettdruckten Überschrift „Wer ist F. R.“ gingen durch die Zeitungen; das Bild des Unbekannten — ein Mann von etwa 25 Jahren mit angenehmem Durchschnittsaußern und hübschem Schnurrbart — wurde gebracht mit der Unterschrift „Wer kennt ihn?“ Von den verschiedensten Seiten erhielt F. R. auch Heiratsanträge, wahrscheinlich, weil man sich die Ehe mit einem Mann ohne Vergangenheit ideal dachte. Aber auch hier erwies sich der Unbekannte durchaus als Gentleman: wie der Detektiv aus dem Nebenzimmer beobachtete, vernichtete er alle diese Briefe, ohne sie jemandem zu zeigen, ohne die Absenderinnen bloßzustellen. Diese Ritterlichkeit wurde bekannt und steigerte die Neugierde zur Siedehitze.

Auch Angebote anderer Art wurden gemacht. Ein Schaubudenunternehmen in großem Stil bot ihm eine ansehnliche Summe, wenn er sich als Schaubjekt ausstellen ließe; das Geschäft zöge durch die ganze Welt, und er hätte den Vorteil, daß ihn irgendwo irgendwer wiedererkennen werde. F. R. lehnte höflich ab. Ernster zu nehmen war das Angebot mehrerer Sanatorienbesitzer und Ärzte, ihn unentgeltlich bei sich aufzunehmen. Als er dem Hotelier davon erzählte, wollte dieser sich natürlich ebenfalls seine Attraktion nicht entgehen lassen und bot ihm unentgeltliche Pension auf unbestimmte Zeit an. Aber auch dieser Vorschlag wurde von dem Fremden dankend abgelehnt.

„Solange ich noch Geld habe, bezahle ich auch selbstverständlich; ich habe keine Lust, mich zur Kategorie der zusammengewachsenen Zwillinge und des sechsbeinigen Kalbes zu rechnen,“ erklärte er.

„Aber Sie lassen doch mit bewundernswerter Geduld die Fragen der Hotelgäste über sich ergehen?“

„Das ist etwas anderes, die Leute bereiten mir viel Vergnügen.“

Natürlich wurden auch diese Äußerungen bekannt, erregten Kopfschütteln und originelle Hypothesen. Am meisten gespannt war man allerseits auf das Ergebnis eines Arztekonzilsiums, dem sich zu stellen F. R. gern zugesagt hatte. Die ersten Kapazitäten nicht nur der Hauptstadt, sondern des Deutschen Reiches waren versammelt. Man nahm Schädelmessungen, Gesichtsaufnahme usw. vor und stellte eine Stunde lang ein wissenschaftliches Kreuzverhör mit dem Patienten an. Bereits ziemlich ermüdet richtete dieser plötzlich seinen Blick starr auf die Stiefel des gerade fragenden Arztes und sagte wie im Traum:

„Die Ledstiefel von Samuel & David in Mejeritz sind die besten in der Welt.“

„Woher wissen Sie das?“ Scharf und hypnotisierend bohrte sich das Auge des Fragenden in den Patienten. Harmlos verwundert antwortete dieser:

„Ich bin doch Reisender dieser Firma.“

„Und Sie heißen?“

„Fritz Richter.“ Im nächsten Augenblick glückte die Versammlung einer Reichsratsitzung zur Zeit der tschechischen Obstruktion. Doch der Vorsitzende behielt kühles Blut.

„Bitte um Silentium, meine Herren! Kreisen wollte der Berg, doch es kam nur 'ne lachhafte Maus raus. Es ist ja nicht das erste Mal, daß wir es mit einem Simulanten zu tun haben. Das Konzilium ist aus, gehen wir zu einem Frühstück.“

Dann wandte er sich, halb über die Achsel sehend, mit schneidendem Sarkasmus zu dem Reisenden:

„Da Sie Ihr Gedächtnis wiedergewonnen haben, junger Mann, werden Sie nun wohl selbst wissen, was Sie zu tun haben.“ Sprach's und machte eine nicht mißzuverstehende Handbewegung nach der Tür.

Gegenwart von Osmium und Uran als Kontaktsubstanzen den Stickstoff mit Wasserstoff vereinigen.

Das Verfahren vollzieht sich im Großen in der Weise, daß Stickstoff im Volumverhältnisse 1:3 miteinander gemischt und über die erhitzte Kontaktsubstanz, als welche heute, ebenso wie bei den ersten Versuchen Habers, wieder Eisen zur Verwendung gelangt, geleitet wird. Hierbei verbindet sich immer ein Teil des Stickstoffes mit Wasserstoff zu Ammoniak, der entfernt wird, während der Rest von neuem über die Kontaktsubstanz geleitet wird. Das Verfahren erfordert nur einen verhältnismäßig geringen Bedarf an Energie und nicht unbedingt elektrischen Strom; es ist daher nicht an große und billige Wasserkraft gebunden. Es wurde alsbald von der Badischen Anilin- und Sodafabrik erworben und wird bereits in einer großen Anlage mit 150 000 Tonnen Jahreserzeugung an schwefelsaurem Ammoniak ausbeutet. Natürlich kann, je nach Bedarf, auch Ammoniak selbst gewonnen werden, das sich nach dem Ostwald'schen katalytischen Verfahren in Salpetersäure verwandeln läßt. Die Anwendung des Haber'schen Verfahrens wird gegen-

wärtig in großem Umfange weiter ausgedehnt. Der hierfür in gewaltigen Mengen erforderliche Wasserstoff wird nach einem eignen Verfahren der Badischen Anilinfabrik aus Wassergas gewonnen. Auch ein ganz neues Verfahren der Zerlegung von hoch überhitztem Wasser durch erhitztes Eisenpulver kann hierfür ausgenutzt werden. Dieses letztere Verfahren der Wasserstoffherstellung hat vor den älteren den großen Vorzug, daß der Wasserstoff gleich unter hohem Drucke genommen wird, wie er zur Durchführung des Haber'schen Verfahrens gebraucht wird.

Inbesondere durch das Frank-Caro'sche und das Haber'sche Verfahren der Stickstoffbindung ist Deutschland in seinem Bedarfe von Stickstoffverbindungen für landwirtschaftliche Zwecke und für die Zwecke der Munitionsherstellung völlig vom Auslande unabhängig geworden. Das gilt nicht nur für die Zeit des Krieges, in der ja die Herstellungskosten erst in zweiter Linie rangieren, sondern vor allem auch für die Zeit des Friedens, denn beide Verfahren gestatten die Herstellung von Stickstoffverbindungen zu einem Preise, der noch unter dem Weltmarktpreise von Salpeter liegt.

Herr S. R.

Von Br. Schippang.

(Nachdruck verboten.)

Aufrechten Ganges, doch mit allen Anzeichen hochgradiger Erregung, betrat ein elegant gekleideter Herr das große erstklassige Kalkutta-Hotel in Berlin und fragte nach einem Zimmer. Man wies es ihm an und reichte ihm den üblichen Zettel, auf den er Namen, Stand und Herkunft schreiben sollte. Jener nahm den Zettel wie im Traum und setzte den Bleistift an, ließ ihn aber gleich wieder mit fassungslosem Entsetzen sinken.

„Mein Name? Mein Name? — Ich — weiß ihn nicht mehr — ich habe ihn vergessen!“

Der Portier sah den vor Aufregung zitternden Menschen mißtrauisch an und meldete den Vorfall dem Direktor des Hotels, der sofort herbeieilte und den Fremden mit tzierendem Blick überflog. Nein, betrunken war der Mann nicht. Mit höflicher Miene, aber mit gemessenem Ernst setzte er dem Reisenden auseinander, daß jeder deutsche Hotelier verpflichtet sei, Namen und Stand der Gäste zu notieren. Jener wischte sich mit einem feinen Taschentuch den Schweiß von der Stirn.

„Jawohl, Sie sind gewiß ganz im Recht, aber ich habe — ich kann Ihnen beim besten Willen nicht sagen —“ Ratlos sah er bald auf den einen, bald auf den andern. Auch die beiden sahen sich stumm an. Der Portier, den mehr die praktische als die psychologische Seite des ungewöhnlichen Falles interessierte, rieb heimlich mit fragender Miene Daumen und Zeigefinger, und der Direktor griff den Wink auf.

„Verzeihen Sie die Frage: Haben Sie genügend Geldmittel bei sich?“

„Geld — ob ich Geldmittel —?“ Hastig befühlte der Fremde seine Taschen und zog ein Portemonnaie hervor, das neben kleineren Münze mehrere Goldstücke enthielt.

Die Mienen erhellten sich allerseits. Der Direktor gab dem Portier einen Wink, sich zu entfernen, und redete dem Fremden begütigend zu.

„Sie sollten sich vor allem ausruhen und etwas schlafen legen, morgen wird Ihnen schon alles wieder einfallen.“

„Nein, nein, erst muß ich doch — ich muß doch wissen —“ und wieder fuhr er sich mit dem Taschentuch nervös über die Stirn.

„Vielleicht haben Sie einen Brief bei sich, der an Sie gerichtet ist?“

Hastig und aufgeregte untersuchte der Reisende seinen Koffer. In einer Brieftasche waren noch mehrere Hundert-

markscheine, aber sonst fand sich nur eine Berliner Zeitung vom vergangenen Tage.

„Haben Sie nicht eine Ausstellungs- oder Rasierkarte oder sonst ein Papier bei sich, das auf Ihren Namen lautet?“

Nochmals untersuchte jener seine Taschen, schloß sodann mit zitterigen Fingern seinen Lederkoffer auf: feine Leinwäse kam zum Vorschein, einige Toilettegegenstände, aber nichts, was einen Anhalt für den Namen geben konnte.

„Trägt denn Ihr Taschentuch oder Ihre Wäsche nicht Ihre Initialen?“

Mit dankbarem Blick griff jener nach seinen Sachen und durchwühlte sie; da stand etwas: S. R.

Der Direktor sah ihn forschend an: „Fritz? — Friedrich? — Ferdinand? — Felix? — Fedor?“

Aber die Augen des Fremden blieben leer, seine Erinnerung war vollständig erloschen. Auch andere Fragen: Woher er käme? — In welcher Angelegenheit er reise? — Welches sein Endziel sei? — Ob er vielleicht in Berlin Verwandte besuchen wollte? waren vergebens. Schließlich gab er es auf, weiter in ihn zu dringen, empfahl ihm noch einmal möglichste Ruhe und ging.

Unten suchte er seinen Kompanion auf und beriet mit ihm die Sachlage.

„Eine unangenehme Sache; wenn er hier nur keine Dummheiten macht, das Hotel in Brand steckt oder alles zerschlägt.“

„Er hat an 600 Mark bei sich.“

„Die sind in Berlin bald ausgegeben. Wer weiß, was das für ein Schwindler ist.“

„Doch wohl kaum. Dann würde er sich einen falschen Namen zulegen, aber nicht geradezu die Aufmerksamkeit auf sich lenken.“

„Das stimmt — dann haben wir es wohl mit einem Geistesgestörten zu tun; statt eines der Mädchen soll August heute nacht die Wache auf dem dritten Korridor übernehmen.“

„Gut, ich werde auf alle Fälle die Sache dem Polizeipräsidium telephonisch mitteilen.“

Die Polizei funktionierte tadellos. In einer halben Stunde war ein Beamter in Zivil da, der nach vergeblichem Klopfen die Tür zu Nummer 153 leise öffnete. Der Fremde schnarchte. Ungeniert durchsuchte der Beamte die wenigen Habseligkeiten, sah in Hofe und Rod nach, ob sich darin eine Schneiderfirma finde, aber vergebens. Ebenjowenig fand er irgend etwas Verdächtiges,

aufser dem Bereich des Möglichen. Etwas anderes ist's, was den vorliegenden Fall so seltsam, so erschreckend macht. Der Amokläufer gleicht dem Tollwütigen: er bringt jeden um, der ihm in den Weg kommt. Jeden, meine Herren! Ist es Ihnen nicht aufgefallen, daß dieser Suddhoo nur Weiße erstochen hat, nur weiße Mitglieder der englischen Armee? Daß kein einziger Indier von ihm angefallen wurde?!"

Sie schwiegen alle drei. Dann sagte der Ordonnanz-offizier — er war bleich geworden, als er sprach: — „Wollen Sie damit sagen, daß . . . ?“

Und der Hauptmann fügte mit gedämpfter Stimme hinzu: „Was — was wollen wir in den Bericht schreiben? . . .“

Der Arzt lachte; es war unheimlich anzuhören, dieses rauhe, gewaltige Lachen. Dann sagte er: „Schreiben Sie: Suddhoo, Flügelmann der ersten Spahidivision . . . Fall von Amoklaufen. — — Denn, nicht wahr, meine Herren, es gibt keine Empörung in der engl. Armee! . . .“

Dann lachte er wieder, der Arzt aus den Kolonien: ein rauhes, gewaltiges Lachen, das unheimlich anzuhören war.

Der deutsche Schriftsteller nach dem Kriege.

Von Alfred Bratt.

(Nachdruck verboten.)

Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß der Krieg mit all seinen nationalen, sowie politischen, kulturellen und rein menschlichen Ausstrahlungen die deutsche Dichtung des künftigen Friedens beeinflussen, und zwar merklich beeinflussen wird. Ob die gegenwärtige Evolution der Gemüter und Geister geradezu eine „neue Richtung“ hervorbringen muß, ist eine weitaus schwerer zu beantwortende Frage. Die bisherigen, in allen europäischen Ländern literarhistorischen Erfahrungen nach großen Kriegen lassen eine durch den Krieg geborene, von Grund aus neuartige Literatur eigentlich nicht erwarten. Allmählich wirkende innerpolitische Entwicklung und Umgestaltung haben bisher auf die Künste und Kunst-richtungen der einzelnen Völker einschneidendere Wirkungen ausgeübt, als mit den Waffen ausgefochtene Kämpfe. So ist es eine nicht zu leugnende und zu Betrachtungen mancher Art anregende Tatsache, daß die großen Kriegshelden des letzten Jahrhunderts in keiner Literatur eine vollständige Auferstehung oder künstlerische Gestaltung erfahren haben. Besonders deutlich zeigt sich dies bei Napoleon, dessen viel beschriebene und noch mehr umschriebene Persönlichkeit keinem nach dem Kunstmaß ewigen Roman oder Drama zum literarischen Siege verholfen hat. Versuche wurden oft gemacht, aber keiner hatte ein künstlerisch wirklich währendes, bedingungsloses Resultat. Anders verhielt es sich mit Revolutionen oder sonstigen innerhalb des Volkstums entwickelten Auseinandersetzungen. Die französische Revolution hat zahlreiche Dichter dauernd beeinflusst; die deutschen Freiheitskriege haben sogar sozusagen aus ihrem Temperament und ihrem Brand der Anschauungen heraus neue Dichter geschaffen. Dies hängt im Wesentlichen wohl mit der Tatsache zusammen, daß Kriege die Stellung eines Volkes im Kreise der andern Nationen auch seine Kraft und seinen Besitzstand ändern, während die inneren Krisen den Charakter der Nationen selbst umgestalteten oder ihn neue, bisher unbegangene Wege beschreiten lassen. Gewiß spielen auch die Kriege in der Literatur — besonders in der dramatischen — eine weittragende Rolle; die besten Werke dieser Art wurden aber meist Jahrzehnte, oft sogar ein halbes Jahrhundert oder noch länger nach den betreffenden Begebenheiten in endgültiger Weise geschaffen. Dies ist sehr begreiflich, weil derartig gewaltige Ereignisse in ihrem ganzen Umfang und vor allem in ihren Folgen erst nach einem größeren Zeitraum überblickt und vollständig betrachtet werden können.

Sollte demnach dieser größte, atemloseste, vom Volkstandpunkt am lebendigsten empfundene Krieg nicht in direkter Weise, — das heißt schon heute oder in den nächsten Jahren — eine künstlerisch vollwertige und geklärte Schriftkunst des Weltkrieges hervorgerufen, so zeigt sich doch jetzt schon, daß die schnell wirkenden Einflüsse dieser waffendröhnenden Zeit auch nicht ohne augenblicklich merkbaren Ausschlag auf die

literarische Produktion unseres Landes sein können. Daher vermag man schon heute zu sagen, daß der Krieg die jüngsten, bereits vor Ausbruch der Kämpfe merkbaren Richtungen unserer Literatur verstärken, in sich festigen und an Inhalt und Ausdruck reicher und schneller entfalten machen wird. Dabei wird zweifelsohne in wohlthätiger Weise zu bemerken sein, daß alle jene literarischen, im Taften stecken gebliebenen Entwicklungen, die uns gesund, das heißt nicht aus dem Atem unserer Wirklichkeit und unseres Volkstrebens gebildet waren, ersticken mußten; andererseits wird alles Wahrfahige, Gesunde, mit und in uns Lebende auch in der Literatur reicheren Ausdruck suchen und auch finden.

Der Krieg hat das Merkmal unseres Zeitalters nicht verwischt oder umgebogen. Wir lebten und leben in einer Zeit stark sachlicher Wirklichkeit, in einer Zeit der Wissenschaft und in der Technik. Die Mittel, mit denen wir kämpfen und unsere Siege erringen, sind aus dem Wirken unserer technischen und wissenschaftlichen Kräften hervorgegangen, die Erfordernisse haben diese Kräfte notwendigerweise noch gesteigert und sichtbarer, fühlbarer in den Vordergrund gerückt. Was wir träumten, ist tatsächlich geworden: Wir wirken unter der Erde, unter dem Wasserspiegel und in der Luft. Wir arbeiten mit einer Art moderner Zauberwerkstätten, die wir uns in utopistischen Romanen kaum phantastischer hätten ausmalen können. Wir sind aus der Verheißung in die umstrahlte Erfüllung ausgerückt — hier liegt der Unterschied, und hier liegt auch der durch den Krieg geschaffene und geebnete Weg für unsere Schriftsteller. Ihre Aufgabe soll und wird es sein, in ihren Werken zu meistern, was der Krieg uns dieserart geschenkt hat.

Die vielzitierte blaue Blume der Romantik findet ein wenig Platz in unseren von Industrien, Erfindungen und Entdeckungen glühend gehitzten Tagen. Oder nein — sie lebt, denn sie ist unsterblich, — aber sie offenbart sich in anderem, im pochenden Schlag unserer neuen, nunmehr durch den Krieg in ihren Leistungen beglaubigten Welt. Darum darf man die Behauptung wagen, daß die Literatur der Zukunft den Roman und das Drama der Technik und der Wissenschaft zur Geltung bringen wird. Nicht der Träume, denen die Feuerprobe fehlte, nicht der schwächlich ausschlagenden Phantastereien, sondern eine fest gefügte Realistik, eine zweite, dauerhaftere Realistik unserer zeitgenössischen Kunst.

Das Hohelied der Arbeit, der Mensch sowohl wie der von ihm geschaffenen Maschinen, das heute von dem kämpfenden Deutschland am härtesten und kräftigsten gesungen wird, muß auch von seinen Dichtern am bedeutendsten künstlerisch geformt werden. Die vielen Zukunftsromane, die, oft auch von künstlerischem Wert, in den letzten Jahren bei uns auftauchten, weichen sodann den Romanen und Stücken der erlebten und sich fortlebend steigenden Tatsächlichkeit. Deutschland hat dem Triumph des das Leben Aller gestaltenden Fortschritts sein Siegel

aufgedrückt; nun muß der deutsche Dichter das Seine tun. Dieser Krieg ist eine Kraftprobe ersten Ranges, eine Probe auf Herz und Nieren. In solch ungeheuerlich tief schürfender Probe geben wir Verborgenstes kund; Empfindungen und Zusammenhänge, deren wir uns bisher gar nicht oder nur nebelhaft bewußt waren, haben Farbe und Leben bekommen. Es ist in jeder Beziehung — politisch, national, finanziell, ideell, praktisch und rein persönlich in Schmerz, Erregung und Freude — eine ins Intensivste geführte Steigerung des Lebens; alles Weiche im Sinne des nicht hart von unserer Zeit geforderten, alles Blasse und Träumerische wird auch aus unserer Literatur weggeblasen, nur was aus der Quelle des Lebens kommt und zum atmenden Leben spricht — was Leben ist, mit einem Wort — wird voraussichtlich Raum zur Gestaltung finden. Es ist nicht notwendig, daß dies sich in der Wahl kriegerischer Themen äußert; die später notwendige Entspannung, der plötzliche Auswechsel zwischen Krieg und Frieden mag, wie dies zum Beispiel nach 1870 der Fall war, vielfach im äußeren Motiv das Gegenteil hervorbringen. Die feststehenden, in die Überlieferung tretenden Ereignisse zu gestalten und zu verarbeiten, so wie sie geschehen sind, ist die Sache des Historikers. Die durch den Krieg bewirkten oder vorgerückten Erscheinungen, Probleme und Entwicklungen des friedlichen Lebens zu formen und im Reiche der Kunst zu verwerten, ist Sache des Dichters.

Schon im Frieden gab es einzelne Dichter, die „das neue Leben entdeckten“. Wie vor Jahrzehnten der bürgerliche Realismus aus dem Norden kam, durch Ibsen, so kam auch der beginnende Neurealismus, der nicht Einzelne im Kreise des Lebens, sondern unser

ungeschminktes Leben durch Einzelne schildern will, aus der Richtung des skandinavischen Kunstschaffens. Ich meine den Dänen Johannes V. Jensen, der in gewissem Sinne als Begründer dieses Neurealismus betrachtet werden kann und gerade bei uns den meisten Widerhall und die kühnste Nachfolgerschaft gefunden hat. Der Weg, den unsere ersten Neurealistiker in den letzten Jahren beschritten haben, der Weg, den Arthur Holtscher, Bernhard Kellermann (allerdings nicht in der utopistisch-sensationellen äußerlichen Art der artistischen Teile des „Tummels“), der Weg, den die innerlich stets ganz Jungen wenigstens teilweise sozusagen gerochen haben, ist durch den Krieg gewiesen. Das Problem der Liebe wurde seinerzeit durch das Problem der Armut, des peinlich geschilderten Elends abgelöst; diesem folgt nunmehr das Problem der reichen Kraft, das Problem der Leistung der Menschen dieses durch den Weltkrieg geschweiften zwanzigsten Jahrhunderts, die politischen, finanziellen, sozialen Fragen, die Laboratorien des Geistes, der Technik und des Handelsgenies sind ebenso poetisch, ja romantisch, wie lyrische, psychologisch bohrende Selbstuntersuchungen. Nun werden sie wohl ihre Schilderer und Meister finden.

Und dieser Krieg, den Deutschland auskämpft — dieser ein Volk in sinnvollster Weise, in Hand und Herz zusammenschweißende „Militarismus“, diese alle Gebiete des Menschlichen umfassende Organisation, denen neben dem Einsatz der Einzelnen unsere Siege in erster Linie zu verdanken sind: — sind sie nicht die neue Poesie der Tatsachen, die neue Romantik des erlebten, erprobten, vollends aufgeweckten Krafttums gerade des deutschen Zeitalters? . . .

Der gegenwärtige Stand unserer Stickstoffindustrie.

Von Dr. B. Lux.

(Nachdruck verboten.)

Schon lange vor Ausbruch des Krieges hatte sich in den Kreisen der Volkswirte und der Wissenschaftler die Aufmerksamkeit auf die Ausnutzung des Luftstickstoffes gelenkt. Die allgemeine Bedeutung dieser technischen Frage ist so groß, daß von der Reichsregierung sogar ein Reichstickstoff-Monopol geplant wird. Wenn man einen Augenblick auf die Rolle näher eingeht, die der Stickstoff im Haushalte der Natur und der Technik spielt, so wird man leicht erkennen, welche Wichtigkeit der Lösung dieses Problems beizumessen ist.

Die Bedeutung des Stickstoffes für das organische Leben ist erst von Justus von Liebig völlig klar gestellt worden. Alle Organismen sind neben dem Wasser und einigen Salzen chemisch aus Kohlehydraten und Eiweißstoffen gebildet; von diesen Stoffen sind die Eiweißkörper am wichtigsten, weil sie die Grundlage aller lebenden Substanz, des Protoplasmas sind. Obwohl man bisher von der chemischen Zusammensetzung der Proteine oder Eiweißkörper nur so viel weiß, daß sie aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff und Schwefel zusammengesetzt sind, ist damit doch die Unentbehrlichkeit des Stickstoffes für das organische Leben festgestellt. Sowohl den Tieren als auch den Pflanzen muß also Stickstoff in irgend einer Form als Nahrung zugeführt werden. Auf direktem Wege ist das nicht möglich, weil der zu 77 % in der Luft enthaltene Stickstoff ein überaus träges chemisches Element ist, das nicht ohne weiteres Verbindungen mit anderen Stoffen eingeht, also auch nicht unmittelbar zur Bildung von Eiweißkörpern benutzt werden kann. Im wesentlichen vollzieht sich das gesamte organische Leben unter Ausnutzung der irdischen Vorräte an bereits chemisch gebundenem Stickstoff. Chemisch gebunden kommt der Stickstoff in die Natur in der Form von Ammoniak und salpetersauren Salzen vor. Diese

organischen Stickstoffverbindungen können aber nur von der Pflanzenzelle in Eiweißkörper verwandelt werden; die animalischen Organismen sind hierzu nicht imstande, sie bedürfen für ihren Lebensprozeß unbedingt der bereits vorgearbeiteten vegetabilischen Eiweißstoffe, um aus ihnen animalisches Protoplasma, Blut, Muskelsubstanz, Gehirn etc. zu bilden. Aller Stickstoff wird von den Pflanzen aus den im Erdboden vorhandenen Stickstoffverbindungen entnommen. Fehlen sie dort oder erschöpfen sich die Vorräte, so verkümmert die Pflanze.

Hieraus ergibt sich die große Bedeutung der Düngung unserer Nährpflanzen mit Stickstoffverbindungen. Teilweise werden sie dem Boden in Gestalt von animalischen und pflanzlichen Abfallstoffen wieder zugeführt, sodaß sich ein vollständiger Kreislauf in der Auswertung von Stickstoffverbindungen vollzieht. Für die Kulturnationen mit ihrem relativ beschränkten und häufig sehr erschöpften Boden reicht diese ursprüngliche Düngung nicht mehr aus, und es müssen ihm neue anorganische Stickstoffverbindungen zugeführt werden. Zu ihrer Verarbeitung scheinen einige pflanzliche Organismen, wie gewisse Spaltpilze, die mit einzelnen Schmetterlingsblütlern in Symbiose leben, unentbehrlich zu sein. Und neuerdings ist auch die überaus wertvolle Entdeckung gemacht worden, daß die Hefepilze in einer zuckerhaltigen Nährflüssigkeit imstande sind, aus anorganischen Stickstoffverbindungen, wie z. B. Ammoniumsulfat, den Stickstoff zur Bildung von Protoplasma auszunutzen. Eine Entdeckung von größter volkswirtschaftlicher Bedeutung, die es gestattet, Kraftfutter für unser Schlachtvieh fabrikmäßig herzustellen und damit die Eigenwirtschaft eines von der Außenwelt abgesperrten Volkes auf breiter Basis zu sichern.

Die Quelle unserer anorganischen stickstoffhaltigen Düngemittel sind in erster Linie die großen Salpeterlager

in Chile gewesen, in zweiter Linie die Abfallstoffe unserer Leuchtgasindustrie und der industriellen Kokereien. Bei der Behandlung der Steinkohlen in geschlossenen Retorten bei einer Temperatur von 1200 bis 1400 Grad entweichen gasförmige und dampfförmige Stoffe. In den gasförmigen Stoffen bildet das Steinkohlengas oder Leuchtgas den Hauptanteil zu einem ganz erheblichen Prozentsatz ist in ihnen aber auch Ammoniak enthalten, der aus dem Leuchtgas ausgewaschen und mit Schwefelsäure in Ammoniumsulfat übergeführt wird. Die Produktion an Ammoniumsulfat in Deutschland bezifferte sich im Jahre 1913 auf 549 000 Tonnen; zusammen mit einer Einfuhr von etwa 800 000 Tonnen Chilesalpeter ist hieraus der Stickstoffbedarf Deutschlands für landwirtschaftliche und industrielle Zwecke zu berechnen, sofern die Produktion keine Steigerung erfährt. Nach einer Ausföhrung von N. Caro würde aber eine Intensivbewirtschaftung der in Deutschland vorhandenen 17 Millionen Hektar Getreide- und Kartoffelland noch das Zehnfache des jetzigen Verbrauches erfordern. Sieht man von dieser Intensivwirtschaft als Zukunftsmusik ab und beschränkt man sich auf die Forderung, daß nur der bei der heutigen Bewirtschaftung erforderliche Bedarf an stickstoffhaltigen Düngemitteln gedeckt werden muß, so erkennt man sofort, wie die Sperrung der Einfuhr von Chilesalpeter uns in eine schwere Notlage hätte versetzen können, wenn wir nicht in der glücklichen Lage wären, das Manko durch die Ausnützung des Luftstickstoffes zu decken. Unter anderen Umständen hätte der grausige M Hungersplan unserer englischen Vettern mir zu leicht glücken können.

Die Sperrung unserer Zufuhr an Chilesalpeter und anderen salpetersauren Verbindungen hätte aber auch für unsere Wehrkraft leicht verhängnisvoll werden können.

Zur Herstellung des Schießpulvers, eines mechanischen Gemisches aus Kohle, Salpeter und Schwefel, brauchen wir den importierten Salpeter ganz direkt. Alle anderen Sprengstoffe, die für die Gegenwart erheblich wichtiger als Schießpulver sind, stellen sogenannte Nitroverbindungen dar, zu deren Bildung Salpetersäure schlecht hin unentbehrlich ist. Zur Erzeugung von Salpetersäure wurde aber bis in die letzte Zeit der natürlich vorkommende Salpeter fast ausschließlich gebraucht.

Die Rechnung der Engländer wäre nur zu glatt aufgegangen, wenn sie uns durch die Sperrung der Salpeterzufuhr mit einem Schlage die Fabrikation der Sprengstoffe für Geschütze, Granaten, Torpedos, Minen etc. hätte unterbinden können. Diese Rechnung hat aber glücklicherweise nicht gestimmt. Die Engländer vergaßen, sowohl bei dem edlen Plane uns auszuhungern als auch bei dem Plane uns wehrlos zu machen, die Kenntnisse unserer Chemiker und die Leistungsfähigkeit unserer chemischen Industrie.

Schon lange vor dem Kriege war der Aufgabe, den Luftstickstoff chemisch zu binden, ihn in Ammoniak oder in Salpetersäure überzuführen, die denkbar größte Aufmerksamkeit gewidmet worden, sodaß wir heute über eine ganze Reihe von brauchbaren und ökonomischen Verfahren zur Aufbarmachung des Luftstickstoffes verfügen.

Die ersten planmäßigen Versuche zur Bindung des Luftstickstoffes gingen von der Erfahrung aus, daß infolge der starken elektrischen Entladungen bei Gewittern immer Stickoxyd entsteht, das sich durch weitere Aufnahme von Sauerstoff und Wasser in Salpetersäure verwandelt. In diesen elektrischen Entladungen ist, beiläufig bemerkt, wohl die primäre Ursache für das Vorhandensein von Stickstoffverbindungen auf der Erdoberfläche zu erblicken. Schon vor hundert Jahren hat Cavendish gezeigt, daß auch schwache elektrische Entladungen, wie sie zu seiner Zeit allein möglich waren, imstande sind, den Luftstickstoff mit Sauerstoff zu binden, ihn zu oxydieren.

Von technischer Bedeutung konnte diese Erkenntnis aber erst werden, nachdem es gelungen war, elektrische

Entladungen von fast unbegrenzter Stärke künstlich hervorzurufen. Erst auf einer gewissen Höhe der elektrotechnischen Industrie konnte also das Unternehmen gewagt werden, fabrikatorisch Stickstoffverbindungen durch elektrische Entladungen herzustellen. Dieses Verfahren wurde von Birkeland und Eyde in Norwegen, wo unbegrenzte Wasserkräfte zur Erzeugung elektrischer Ströme zur Verfügung stehen, in die Praxis übertragen.

Gleichfalls mit elektrischen Entladungen arbeitet das Verfahren von Schoenherr, das mit den Mitteln der Badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen a. Rh. ausgearbeitet worden ist.

Ein drittes, von Pauling herrührendes Verfahren, bei dem gleichfalls die Wirkung der Elektrizität benutzt wird, verwenden mehrere Fabriken der Salpetersäure-Industrie A. G. in Gelsenkirchen und solche in Patisch bei Innsbruck, Legnano, La Roche de Rame bei Besançon und in Nitrolee, Amerika.

Das Verfahren nach Frank-Caro, das eine höhere Ausbeute als die bisher genannten bietet und daher nicht auf sehr billige Wasserkräfte angewiesen ist, hat im Laufe der Jahre immer mehr an Bedeutung gewonnen, insbesondere da der durch Überleiten von Stickstoff über rotglühendes Calciumkarbid erzeugte Kalkstickstoff, unmittelbar als Düngemittel verwandt werden kann. Die erste Kalkstickstoff-Fabrik wurde auch bereits im Jahre 1905 in Piano d'Orta in Italien errichtet. Die Nitrogen Products and Carbide Co. in Odda verfügt heute in Norwegen und Irland über Wasserkräfte von fast 1 Mill. PS.; davon sind in Aura 100 000 PS. ausgenutzt, womit jährlich 200 000 Tonnen Kalkstickstoff gewonnen werden. In Odda ist eine zweite Fabrik errichtet, die aus dem Wasserkraftwerk Tyssedal gespeist wird. Außer weiteren Fabriken dieser Gesellschaft in Belgien und England arbeiten andere Unternehmungen nach diesem Verfahren in Deutschland, Österreich-Ungarn, in der Schweiz, in Frankreich, Italien, Amerika und Japan: die Fabriken werden zum Teil mit Dampfkraft betrieben. Der Kalkstickstoff wird auch in großem Umfange nicht unmittelbar als Düngemittel, sondern zur Erzeugung von Ammoniak und Ammoniumsulfat verwandt. Der für das Frank-Caro'sche Verfahren benötigte, möglichst reine Stickstoff wird durch fraktionierte Verdampfung verflüssigter Luft gewonnen.

Auf das Frank-Caro'sche Verfahren sind insbesondere die Monopolisierungsbestrebungen des Deutschen Reiches gerichtet.

Die unmittelbare Erzeugung von Ammoniumsulfat aus Luftstickstoff ist in neuerer Zeit nach zwei weiteren Verfahren möglich geworden. Bei dem einen, dem Verfahren nach Serpek, wird aus Stickstoff, Kohle und Aluminiumoxyd (Tonerde) bei hohen Temperaturen Aluminiumnitrid gewonnen; dieses ergibt mit Wasser übergossen Ammoniak und reines Aluminiumoxyd. Das Verfahren wird zur Aluminiumherstellung mit Ammoniak als Nebenerzeugnis und zur reinen Ammoniakgewinnung ausgebeutet, wobei das gebildete Aluminiumoxyd immer wieder in Nitrid zurückverwandelt wird. Er wird von der Société Générale des Nitrures in Paris und von der Badischen Anilin- und Sodafabrik angewandt. Die ersten Fabriken sind bei Mühlhausen i. E. und in Savoyen errichtet, weitere sind in St. Michel de Maurienne (Savoyen), in Arendal (Norwegen) und in Nord-Carolina im Bau.

Größte Bedeutung ist augenblicklich dem Verfahren von Prof. Haber, dem Leiter des Kaiser-Wilhelm-Institutes für physikalische Chemie, zuzusprechen. Ihm ist im Jahre 1909 der synthetische Aufbau von Ammoniak durch unmittelbare Vereinigung seiner Elemente Stickstoff und Wasserstoff, die lange Zeit als technisch unausführbar galt, gelungen. Durch Anwendung von überdrücken von mehr als 200 Atmosphären, die bisher in der Technik noch niemals benutzt worden waren, und bei einer Temperatur von etwa 500 Grad konnte er bei der

„Meine Herren, wie soll ich Ihnen danken?“ Aber niemand würdigte ihn einer Antwort, man ließ ihn einfach stehen.

Als er bei seiner Firma in Meseritz ankam, fand er bereits ein Strafmandat wegen groben Unfugs vor. Aber der Chef nahm es mit demselben Schmunzeln zu

seinen Akten, mit dem er seinem Reisenden die ausbezahlungen 3000 Mark für die ebenso großartige wie originelle Reklame ausbezahlt. Denn in der Annahme, daß der Ausgang der mit so ungeheurer Spannung erwarteten Versammlung durch alle Zeitungen gehen werde, hatte er sich nicht getäuscht.

Reitertod.

Von Waldemar Bonfels.

(Nachdruck verboten.)

Vor wenigen Tagen habe ich die Nachricht erhalten, daß einer meiner Freunde, der als Offizier der Reiterei den großen Feldzug gegen Frankreich mitgemacht hat, schwer verwundet in einem Münchener Lazarett läge. Er erzählte mir kurz vor seinem Tode diese Einzelheiten. Ich will sie dem Dunkel entreißen, in das sein reiches Herz mit vielen tausend anderen in diesen leuchtenden Lebens- und Sterbenstagen gesunken ist.

„Niemand begreift dies glühende Etwas“, sagte er zu mir, „das die Menschen Krieg pennen und in Friedenszeiten fürchten, wie Kinder etwa den Teufel oder irgend ein anderes Gespenst, das sie aber niemals erleben, und dessen Begriff deshalb für sie in gleichem Maße leer wie düster geworden ist. Auch wir vom Beruf der Waffen haben es nicht gewußt, denn die Phantasie reicht nicht aus, dies grausige Hochgericht der schrecklichsten Menschentat zu ermessen. Beinahe möchte ich sagen: Wenn wir Menschen den Krieg wahrhaftig begreifen könnten, so würden wir niemals einen führen.“

Sein bleiches Gesicht bewegte sich nicht in der starren, weißen Umrahmung der Verbände und die Augen des Sprechenden waren immer auf einen Punkt gerichtet. Es erschien mir, als läge dieser Punkt in unabsehbarer Weite, in fernen, in die meine gesunden Augen niemals reichen würden. Aber mir war unter den eintönigen Lauten, die wie verstehbare Seufzer aus den farblosen Lippen hervorkamen, als würde auch für mich und auch für euch, die ihr jetzt meinen Worten lauscht, einmal die Stunde kommen, in der wir solche fernen zu sehen vermögen. Ich wünsche mir, mein Herz möchte einst in gleicher Bereitschaft einer heldenhaften Freude des Abschieds schlagen.

Mein Freund fuhr fort, die inhaltlose Geschichte seines gewaltigen Erlebnisses zu erzählen:

„Morgens die Trompete, die Frische, der stählerne Himmel, die unbeschreibliche Erinnerung an unerhörte Ereignisse, die uns weckten! Ich meine oft, ich habe in Wochen Jahrhunderte durchlebt. Als rauschten mit dem erlöschenden Odem der Sterbenden auf den Schlachtfeldern die Lebensjahre ihrer jungen Leiber an uns vorüber, alle jene Jahre gesunden Daseins, die sie dem Vaterland darreichten. Welche Gaben! Glaub' mir, die Dichter der alten Völker haben recht, wenn sie weinende Götter auf die Schlachtfelder niedersteigen lassen.“

„Aber Furcht, Beklemmung, auch nur Sorge, wir haben sie nicht gekannt. Weit eher in den Augenblicken, als wir wußten, daß es es galt hinauszuziehen, als im dichtesten Eisenhagel. Ich sage dir, der Krieg ist ein Glück für uns Kämpfende, ein niegeahntes, heiliges, glühendes Glück. Ihr lebt euer langes, stilles Leben dahin, als tränkt ihr einen Becher der Genüsse und der Qualen langsam, Schluck für Schluck, zwischen langer Ruhe und toter Zeit einmal wieder von Herzen genießend, aber wir stürzen ihn brennend vor Lebenswollust auf einmal herab und stoßen mit dem Tod wie mit einem Bruder an. Das ist ein herrliches, helles Gelage, Freund!“

„Aber ich wollte dir ja erzählen, wie es zugeing, als es mich ereilte. Warte, ich werde mich bestimmen. Wir ritten, natürlich, so ziemlich schon seit der Frühe, es galt, die englische Armee zu umzingeln.“ Einen Augenblick kam ein Lächeln der Erinnerung in seine Züge. „Weißt du, sagte er, das konnte auch der beste General nicht voraussehen, daß die Engländer so rasch ... um ihr wißt es ja. Soll ich die armen Kerle lästern? Aber wenn sie nur so lange Stand gehalten hätten, wie man es selbst von schlechten Soldaten, deren Flucht man voraussieht, im allgemeinen erwartet, wir hätten sie alle gehabt.“

„Prachtvoll ist es, so mit dem Pferd zu verwachsen, erst seit dem Krieg weiß ich, was rechte Gemeinschaft von Tier und Reiter ist. Man kommt sich oft abends auf ebener Erde wie ein entwurzelter Baum vor. Nun, du wirst sicher wissen, wie es mir geschah, aber so ernstlich ich mich besinne, ich erinnere mich nur, daß mir plötzlich zu Mute war, als hätte ich keinen Kontakt mehr mit dem Pferd. Der Gaul ist demoliert, denke ich, wo will er denn hin? Aber dann sah ich, daß der Himmel herunterkam, er drehte sich um die Erde, wie eine Hand um einen Ball, der Acker versank, der Wald. Ich habe oft gehört, daß es Verwundeten dunkel vor den Augen werden soll, ich sah nur Licht, ein unerhört grelles, schneidendes Licht, das mich von oben bis unten ausfüllte, und dann vernahm ich ein sehr hohes, schmerzhaft gellendes Singen und Schwirren und weiß genau, daß mein letzter Gedanke war: Nur nicht fallen, es wird vorübergehen! Aber da muß ich längst am Boden gelegen haben.“

Er schwieg eine Weile. Dann sagte er leise mit einem unbeschreiblichen Lächeln: „Schmerzen? Vielleicht habe ich geschrien, gewimmert, was weiß ich. Mein Schmerz ist, dabeigewesen zu sein und nichts getan zu haben, nichts mehr geben zu können. Oft denke ich, wenn ich hier zur Decke starre: Draußen auf den blauen, wogenden Gebäuden des Meeres, tief unter seiner kalten Decke, hoch in den Lüften, überall sind sie am Werk, frisch, wild, selig. Alle noch in jenem Glücksrausch der Tat befangen, dem ich die schönsten Stunden meines ganzen Lebens verdanke. Ja, ich möchte gesund werden, aber nur um dieses alles noch einmal zu erleben, glühender noch, noch viel hingebender. Ich habe noch nichts getan. Du siehst, nicht einmal etwas Rechtes zu erzählen habe ich.“

Ich wandte mich ab. Ich sah im Geist das wächserne Gesicht, um dessen Kinn und Wangen der Bartwuchs graue Schatten legte, und aus dem der Jugendglanz eines ewigen Jünglingsalters leuchtete, und zum ersten Mal begriff ich den Krieg.

„Du hast alles gesagt“, antwortete ich, und er lächelte stolz, als glaube er mir und als beglückte es ihn, daß das Unausprechliche in mein Herz gesunken war.

Jetzt schläft er mit Tausenden im Schatten der heimatlichen Erde und unaufhörlich geht mir durch die erschütterten Sinne sein Wort: „Ich sah nur Licht.“